

Nr. 114 Bydgoszcz, 20. Mai Bromberg 1939

Josef Friedrich Perkonig

Nikolaus Tschinderle

Räuberhauptmann.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

2.

Es sind verwandte Leute, verwandt freilich nur im siebenten Glied, bei denen Nikolaus Tschinderle den zerrissenen Loden flickt, das eine und andere Tuch wendet und ein neues Gewand für den Hochzeiter anmißt. Sie haben den Schneider mit einem grobgefederten Bauernwagen in Sankt Herberg abgeholt und zu dem Hofe Lärchgreuth hinaufgeführt. Der Hof liegt noch über Gemünd hinaus, auf das Gebirge zu. Im Frühjahr rasten die ersten Schwalben auf seinem First und zwitschern die Ebene drunten an, im Herbst fliegen die letzten Lärchennadeln über das Dach.

Ein gäher Wind hat den Schneider angeblasen, wie ihn die Bergler gewohnt sind, sie knöpfen sich nur den Rock zu und setzen den Hut fester auf, den Mann aus der Stadt hat er beinah umgeworfen.

Jetzt ist keine Gefahr mehr, daß sein dünnes Blut einfrieren könnte, jetzt sitzt er am Kachelofen, Buchenscheiter, groß wie Kinder, brennen darin, und er selber ist auch eingeheizt; die Bauern schoppen einen Handwerker gern, daß sie ihn bei guter Laune erhalten. Eine Schweinsleber hat man ihm zum Frühstück geröstet, und der irdene Krug voll gezuckertem Most steht vor ihm auf dem Tisch. Es gelüstet den Schneider aber nicht zu trinken, ist es die fette Schweinsleber, ist es der Geruch von frischem Fleisch im Haus oder der Anblick von Tierblut draußen, irgend etwas würgt ihn leicht im Halse.

Er hebt seine Augen nicht mehr von dem grauen Lodenrock, den er eben zwischen die Knie geklemmt hat, sonst müßten sie wieder zum Fenster hinaus in den Hof gehen, wo es von Leuten wimmelt, die toten Sauen hängen an hölzernen Nägeln, es raucht das warme Blut an den Händen der Männer, es steigt der Dunst aus dem heißen Wasser und vermischt sich um die Köpfe der Weiber mit dem Frühnebel. Es ist ein wildes Schweinemorden am Hofe Lärchgreuth, und einem mageren Schneider, der sonst bei Milch, Mus und Brot lebt, graut vor so vielem Fleisch.

Er hat sich vorgenommen, nicht mehr nach den eifrigen Saustechern zu schauen, mögen sie wüten wie sie wollen, und er wird sich, sobald sich ein Weibsbild in der Stube blicken läßt, ein Werg ausbitten, damit er sich auch die Ohren verstopfen kann. Aber es wird wohl zu spät sein und es ist rein dem Teufel sein Wunsch, daß Nikolaus Tschinderle nicht ruhig an dem luketen Janker nähen darf.

In dem Kachelofen geistert der höllische Spitzbub herum. Ist so eine hochmütige Weise, ja, sagt er darin, daß der Schneider mit einer Nadel sticht, wo neben ihm andere mit dem Messer stechen ... Ich bin ein Schneider, aber kein Saustecher, redet Nikolaus Tschinderle zurück... Wirst dich nicht als einziger ausnehmen, schimpft der Teufel wieder.

Ach, denkt sich Nikolaus Tschinderle, es prasseln bloß die Scheiter so laut. Da hebt draußen im Hofe mit einem Male ein wilder Lärm an. Die Sau müssen sie weit herum im Umkreis hören, die schreit für ihre ganze Sippe. Da leidet es auch den Schneider nicht länger am Kachelofen, es treibt ihn die Neugier an die Scheiben hin und er lümmelt sich auf das Fensterbrett, daß ihm ja nichts von dem schaurigen Vorgang draußen entgeht. Es wird ihm übel von all dem Braus und Durcheinander, wie früher von dem fetten Frühstück, aber er weicht nicht wieder zu dem zerrissenen Loden zurück.

Da schleppen vier ausgewachsene Männer die tobende Sau aus dem Stall, und ihre Gewalt reicht nicht hin, das Tier zu bändigen. Es ist eine Wundersau, hoch wie eine kleine Kuh, ihr Schweif ist wie ein geringelter Ochsenziemer, fast schleift sie den Bauch am Boden hin, ihre Stimme ist furchtbar, wie es sich für so einen Fetthügel von Eber ziemt.

Er schlägt aus wie ein Roß und trifft einen kurzbeinigen, dicken Henkersknecht, sofort kommt Wasser aus seinen kugeligen Augen, und trifft gleich darauf den Langen neben ihm, der sich im Nu krümmt und mit beiden Händen seinen Bauch hält.

Es freut den Henker, zu welchem Amt sich der Bauer auserwählt hat, solcher Widerstand, er ist an der gefährlichen und umständlichen Zähmung nicht beteiligt, und sein Sieg wird um so größer sein, je zäher die Sau an ihrem schönen Leben hängt. Es freut den Henker mit dem blauen Fürtuch auch, daß sich unvermutet vier Helfer gefunden haben, die sich jetzt auf Leben und Tod mit der wilden Sau herumraufen, als hinge ihre Seligkeit davon ab, daß sie das Vieh an das Messer liefern.

Die vier Männer sind im Morgengrauen hereingeschneit, als hätte sie der erste Sauenschrei angelockt, sie haben nicht viel um Meinung und Erlaubnis gefragt, sie haben zugepackt, und es muß sie Gott geschickt haben, daß sie den zwei Knechten Beistand leihen, ohne sie wäre es arg ausgegangen.

Der kurze Dickbauch ist schon rot wie ein Krebs, aber der Eber mag stoßen wie er will, die Stelzen ist in seiner Hand. Und die dürre Heugeigen hält einen Schweinsfuß vor sich wie einen Hackenstiel, im nächsten Augenblick wird er daran die ganze Sau aufheben und sie wieder auf die Erde niederschlagen. Da ist dann noch ein Dritter, ein Junger, Hochgewachsener, das nußbraune Haar fällt ihm auf die Schulter herab, die Mägde am Wassertrog und am Kessel schielen zu ihm hin und loben ihn, als käme von ihm das Heil bei diesem Schweineschlachten. Ein Vierter, ihn hat Nikolaus Tschinderle in seinen Blick eingespannt, dreht mit verbissener Andacht der Sau den Schweif zu einem Häufchen, und es kann wohl sein, daß die Todes-

angst vorwiegend bei dem geschundenen Hinterteil ihren Ausgang nimmt.

Der Bauer ist zufrieden mit seinen zugewehten, namenlosen Knechten, sie schaffen ihm auch etwas zum Lachen. Da hat der Dicke eben der wilden Sau mit einem Holzscheit über den Schädel hauen wollen, aber ihr Kopf ist schon wieder woanders und das Scheit fällt auf die Hand des Langen; der brüllt wie am Spieß und gibt dem Dicken einen Fußtritt in das Sitzfleisch. Der Finstere aber ringelt immer noch den Schweif aus und ein, als wäre das Schwein eine Winde.

Das alles könnte man ertragen, wenn auch der Magen im Leibe leise auf und nieder schaukelt, aber dann zuckt ein heller Blitz durch die Luft, das ist das Sonnenlicht im schnellen Messer, es springt aus dem Hals der Sau ein roter Brunnstrahl, und da ist es nun um den Schneider wieder geschehen. Er wendet sich ab von dem rauchenden Blut, er nimmt einen Schluck aus dem Krug, aber es will ihm auch von dem süßen Most nicht gut werden, ein widerlicher Geschmack ist nicht von der Zunge herabzuschwemmen.

Es ist ein verlorener Tag, er merkt es schon, haben sie ihn gerade für diesen Schlachttag nach Lärchgreuth holen müssen, als ob früher oder später kein Tag gewesen wäre. Ein Tropfen Galle geht ihm bei solchem Ärger über und er legt sich längshin auf die Ofenbank, soll seine Lust an der Arbeit haben wer mag, er macht Feierabend, es ist ein Tag für die Sauenstecher und nicht für den Schneider.

Nikolaus Tschinderle hat ein hartes Bett, aber es findet ihn schlafend auch noch die Magd, die ihn zu dem Schlachtschmaus bringen muß.

Gott und alle Heiligen! haben sie jetzt den toten Eber gebraten aufgetischt. Es geht eine lange Tafel von der Tür aus in die tiefe Stube hinein, und es gibt auf ihr auch nicht einen einzigen leeren Fleck. Der Bauer sitzt drunten an der schmalen Tischseite und er ruft dem Schneider etwas entgegen; wer aber soll es vernehmen bei dem Geschnatter und Gelächter?

Sie drücken den Nikolaus Tschinderle zwischen zwei fremde Mannsleute, und er muß zuschauen, wie sie sich den Bauch vollschlagen, als gälte es, bis zum Jüngsten Tag satt zu bleiben. Sie nötigen ihm rechthaberisch einiges auf, sie trinken ihm zu, er büßt alle Sünden ab, denn es würgt ihn mehr und mehr, wie er die Leute fressen und saufen sieht.

Immer noch bringen die Weiber Schüsseln herein, es dampft aus ihnen, ein festlicher Geruch ist in der Luft, weißes Brot leuchtet her, schwarzes Brot duftet nach Korn, Schnaps ist ausgeschüttet worden und riecht säuerlich, ach, der Schneider gäbe gerne alles hin für ein paar Atemzüge frischer Luft.

Aber er ist eingezwängt zwischen einem Dicken und einem Langen, er ist gefangen wie die Fliege im Netz, eine Spinne lauert links, eine rechts, und sie lassen ihn nicht entkommen. Kaum rührt er sich, sind sie schon mit irgend einem Gered bei ihm. Was soll er zu ihnen sagen, da sie alle rundherum nur den Sauen nachreden, die sie umgebracht haben, sie grunzen und ächzen wie sie, sie verröcheln unter einem unsichtbaren Messer. Nikolaus Tschinderle aber möchte es endlich los sein, das verdammte Sauschlachten, und deshalb sagt er zu dem dicken Nachbar:

„Es sollen Räuber im Gebirg sein."

Der Dicke schlägt die flache Hand zwischen einen Krug und einen Zinnteller und lacht zu dem Finsteren über den Tisch hin.

„Hast du gehört, Krummhändl, Räuber . . ."

Da merken es alle Nachbarn, daß der Fremde, dem die Brauen zusammengewachsen sind, und es ist dort um seine Augen immer Dämmerung, eine verkrüppelte Hand hat und daß ihn dafür die andere um so besser bedient.

„Wär so etwas, wenn sie jetzt zum Hof kommen täten", spricht der mit dem nußbraunen Haar hinzu, und er blitzt eine junge Magd an, die ihm gerade nahe ist. „Wär der Tisch gerad für sie gedeckt."

Ein Weibsbild zetert furchtsam über den Tisch herauf, hat sie nun den Überfall auf den Hof Lärchgreuth bedacht oder hat sie jemand heimlich gezwickt.

„Ist genug Pulver und Blei beim Haus", prahlt der Bauer unten.

„Könnte vielleicht zu spät sein, daß man sie noch recht in das Rohr bringt", zweifelt der Junge und zeigt dabei seine weißen Zähne; sie sind der Magd vermeint, die verdächtig oft um ihn herumschleicht.

„Halts Maul, Achilles", stottert der Lange. Er steht mühsam auf und es biegt ihn der schwere Kopf weit über den Tisch hin. Er ist wie ein Grashalm im Wind.

„Der nasse Elias ist wieder voll", spöttelt Achilles.

„Hat niemand Gold gefunden?" fragt Krummhändl über den Tisch her zum Schneider.

„Es zieht wohl einen ab und zu hinauf ins Gebirg."

„Das Gold von den Knappen muß noch droben sein", sinniert Krummhändl mehr zu sich als zu den übrigen.

„Die goldenen Toggern", lästert die kropfige Stimme des Dicken.

„Halts Maul, Seppele", stottert der nasse Elias.

Da hat der Bauer mit einem Messer auf einen zinnernen Teller geklopft.

„Wie soll ich euch heißen, Leut?" will er wissen, „wenn mich jemand um die braven Knechte fragt?"

Es ist mit einemmal still an der Tafel hin, keiner möchte versäumen, wenn die Fremden von ihrem Woher und Wohin reden. Da läßt der, den sie Achilles gerufen haben, seinen Platz und steht hoch wie ein Baum.

„Es ist Zeit, Brüder", sagt er, seine Augen springen von dem einen zum andern, und sie versammeln sich an der Tür. Und dort, schon die Klinke in der Hand, verkündet er über die Tafel hinab:

„Die vier Evangelisten wollen wir nicht sein, aber die Räuber könnten wir sein. Sind auf eine gute Meinung zugekehrt."

Und draußen sind sie. Noch ein paar Tritte stampfen in der Hauslaube auf, dann schlägt die Haustür zu.

Es blieb da einem der Brocken im Halse stecken, und jemand verschluckte sich am Most.

„Die Lugenschüppel", schimpft Nikolaus Tschinderle den Vieren nach. „Die wollen Räuber sein? Ich mein, Räuber schauen anders aus."

Ein Pistol bei dem mit dem nußbraunen Gelock will auf einmal die junge Magd gesehen haben, und verdächtig sind die Fremden dem und jenem von Anfang an gewesen.

Aber der Schneider will es nicht gelten lassen. Die und Räuber? Jetzt hat er die Schweinsleber verdaut, jetzt trinkt er Most und Schnaps durcheinander, und es ist keines gezuckert.

So eine hitzige Widerred macht durstig.

3.

Es kann der Bär nicht ein Wiesel zum Sohn haben, und es kann auch nicht sein, daß die Tochter des Schwarzen Zeno eine zerbrechliche Jungfer ist, die man hüten muß wie Glas. Es geht im Lande die Legende herum, daß der Vater das Kind, kaum war es ihm geschenkt worden, der Wehmutter aus den Händen nahm und es in den eisigen Wind hinaushielt, und er habe es noch in der nämlichen Stunde getauft, indem er es eigenhändig in den Weihbrunn tauchte, nicht nur etwas das Köpflein, nein, den ganzen strampelnden Leib. Er habe das Kind mitgenommen auf die Hohe Jagd, da lallte es kaum die ersten Worte, er habe es auf Glasscherben gehen und auf Schnee liegen lassen, gerade, daß es nicht hieß, es sei mit der Brut in dem Adlerhorst gelegen.

Gewiß ist, daß sie es den jungen Männern ihres Alters gleichtut, sie ist im Lauf schneller als die Schnellsten unter ihnen, sie springt über drei Pferde und schwimmt wie ein Fischotter. Es ist ihr kein Wetter zu arg, als wäre sie wirklich in jenem ersten Eiswind gehärtet worden. Und sie hat auch ein Herz aus Stein, sagen die adeligen Jünglinge, die ausgesandt worden sind, es zu gewinnen, oder sie meinen gar, es wäre aus Eis, so hart und kalt fühlt es sich an für eine Hand, die danach trachtet.

Dem jungen Grafen Ildefons, der jetzt neben ihr reitet, wird es nicht anders ergehen als den anderen jungen jungen Herren, sie girrten um Lucina, verdrehten ihre Hälse und suchten sie mit schönen und törichten Reden zu bekehren, sie prahlten mit ihren Schlössern und Jagden, mit kleinen Thrönchen, auf denen es sich weich sitzen ließe, mit ehrwürdigen Himmelbetten, in denen die Geschlechter

verjüngt würden. Aber Lucina hat für alles ein rasches Wort, es sengt bald wie Reif und ist dann wieder ein Flämmchen oder ein Gift.

Und nun ist Ildefons gekommen, ferne verwandt mit dem Hause des Schwarzen Zeno, und er glaubt, sein Glück werde größer sein als das Glück seiner Vorgänger. Was aber weiß der junge Herr von einem stolzen Herzen und von dem, was sie Liebe heißen. Man hat es ihm eingeredet, dort und dort lebe eine schöne, durchlauchtige Tochter, die nun mannbar geworden sei, und er ist gekommen wie der junge Edelmann im Märchen. Das Gemäuer des Schlosses Artushof ist grau wie Spinnweb, schwere Eisenkörbe sind vor den ebenerdigen Fenstern. An der Brücke über den Wassergraben ruhten die schneeweißen Schwäne im schwarzen Wasser; als er unter dem Torgewölbe eintritt, blies wahrhaftig irgendwo ein Horn. Es fehlte nur die Dornenhecke, in die er erst einen Pfad hätte schlagen müssen.

Der junge Graf Ildefons ist auf Brautfahrt nicht anders ausgeritten, als gälte es eine seltsame Jagd, Lucina ist ihm ein edles Wild, nicht mehr, und da auch er ihr kaltes Herz zu spüren bekommt und auf solche Weise ein glückloser Jäger geworden ist, wird er dem Wild, das er nicht vor das Rohr bekommen kann, ein paar Schlingen stellen, vielleicht daß es sich darin verfängt.

Wenn du auch gut gewachsen bist und von edlem Hause abstammst, milchwangiges Gräflein, so wirst du aus der Hochzeit doch kein Abenteuer machen; Liebe ist nun einmal Liebe, du unerfahrener Jüngling, der du noch bist, magst du auch bald zwei Dutzend Jahre zählen.

Ildefons und Lucina reiten auf Gemünd zu an den Fluß, oder in den Auen werden sie auf Wasservögel jagen, es taute der warme März das letzte Eis. Lucina sitzt im Sattel wie ein Mann, und das Haar weht wie eine schwarze Fahne hinter ihr. Über die Achsel hängt der schlanke Bogen und schief über die Brust geht der Riemen, der den Lederköcher trägt.

„Wir werden also sehen, schöne Amazone", sagt Ildefons da auf einmal, „Blei oder Pfeil".

„Auf Vögel schieße ich nur mit dem Pfeil."

Sie spannt im Reiten mit Zeigefinger und Daumen ein wenig die Sehne, als spräche sie damit: Der Bogen allein ist die weidgerechte Waffe für die Tiere der Luft.

„Auf Paradiesvögel wie Sie, gut", hofiert Ildefons, „aber auf gemeine Wasservögel . . ."

„Reden Sie schon wieder Unsinn?"

„Lucina, warum hören Sie nicht auf mich?"

„Ich höre nur zu gut. Ich höre mehr, als Sie reden."

„Wie trifft man in Ihr Herz?"

„Es ist ein schlechter Jäger, der so fragt."

„Lucina . . ."

„Still . . . Dort die Enten."

Sie hebt sich im Sattel, sie steht in den Bügeln und nimmt den Bogen von der Achsel. In ihren Augen glänzt ein hartes Licht, unverwandt blicken sie hin zum Wasser, wo die Enten schwimmen und tauchen, schwimmen und tauchen.

„Zuerst der Pfeil, dann die Kugel", flüstert Ildefons. Lucina nickt.

„Hören Sie auch das gut?" drängt er. „Ich werde mit der Kugel auf die Enten schießen, wenn sie hochgehen."

Ein Augenblitz streift ihn, er hört ihren schnelleren Atem.

„Meine Kugel trifft todsicher", stichelt er.

„Mein Pfeil trifft auch", weist sie seinen heimlichen Zweifel zurecht.

„Und wenn er daneben geht?"

„Haben Sie den Preis." Lucina lächelt hochmütig.

„Und was ist dieser Preis?"

„Ich. Das denken Sie wohl."

Oh, sie muß ihres Pfeiles sicher sein.

Nun schweigt der knabenhafte Mund von Ildefons, er vergißt, auch ihren Preis zu nennen. Es wäre auch zu spät, schon setzt Lucina den Pfeil an die Sehne, und im nächsten Augenblick schwirrt er hin zu den Enten und Wasserhühnern. Aber er zischt neben einem Erpel in das Wasser, es flattert eine dunkle Wolke in die Luft, ein Büchsenknall stößt dem Mädchen in das Herz — so mußt du treffen, glücklicher Schütz! — ein Vogel klatscht ins Wasser.

Lucina ist blaß bis in die Lippen hinein.

„Die Sehne muß feucht sein", sagte sie mit schütterer Stimme.

„Auch das Rohr kann einmal verbleit sein", tröstet Ildefons.

Lucina wirft den Bogen in einem großen Schwung zur toten Ente hin und reißt das Pferd herum. Unter den fliegenden Hufen zerstampft es Scham und Sorge; die kühle Märzluft schlägt ihr in das Gesicht.

Noch hast du mich nicht, Graf Ildefons. Wie wenig und wie leicht ist ein Pfeil, und wie schwer wiegt ein trotzigs Herz. Dein Pferd, du vorwitziger Reiter, muß noch über hohe Hürden springen. Sieh zu, daß du dabei nicht das Genick brichst. Du wirst von dem Schwarzen Zeno die Tochter fordern! Glaubst du, er wird Ja und Amen sagen, weil du einen alten Namen und ein junges Gesicht hast? Du kennst den Schwarzen Zeno nicht, wenn du meinst, er wird mich hingeben, wie sonst ein Vater seine Tochter hingeben mag.

Wo bist du überhaupt geblieben, du Reiter? Wenn du Lucina einholen willst, mußt du noch schneller und wilder sein, du jäher, wilder Graf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herrenpartie.

Heitere Geschichte von **Wolfgang Federau.**

Um elf Uhr, in der Frühstückspause, platzte die Bombe. Und natürlich war es wieder die kleine Stelling, die den Stein ins Rollen brachte.

„Wenn es morgen so schön ist wie heute, so sonnig und warm", meinte sie, während ein versteckter Blick zu Brandt hinüberflog, „dann könnten wir eigentlich, die ganze Abteilung, meine ich, wieder einmal einen gemeinsamen Ausflug ins Grüne machen . . . wo wir doch gerade vier Mädels sind und vier Männer . . . und es ist doch sooo lange her, seit wir zum letzten Mal etwas Ähnliches unternommen haben."

Aber Herr Brandt — und auf ihn kam es an — vergaß seine Kinderstube und all seine sonst nicht anfechtbaren Manieren. Er tippte an seine Stirn. „Einen Abteilungsausflug? Morgen?" fragte er spöttisch. „Nee, Kleine, den Zahn, den müssen Sie sich schon ziehen lassen. Sie haben wohl vergessen, was das morgen für ein Tag ist!"

„Ach Sie", meldete sich da Fräulein Büttner. „Sie mit Ihrer dusseligen Herrenpartie. Darüber lacht unsereins. Wir, Herr Brandt, wir — da können Sie ganz sicher sein lachen über sowas, hahaha. Wir brauchen die Herren der Schöpfung nicht, das möchte ich gesagt haben."

„Sehr richtig." Die Mädchen klatschten Beifall.

Aber Sengstock, der Kassierer, meinte in seiner etwas tranigen Art: „Sie sind ja im allgemeinen ein ganz vernünftiges Wesen, Fräulein Büttner . . ."

„Danke", unterbrach ihn Fräulein Büttner spitz. Aber Herr Sengstock ließ sich dadurch nicht aus der Reihe bringen.

„Ein ganz vernünftiges Wesen", wiederholte er. „Nur — von diesen Dingen hier, da verstehen Sie nichts. Die verstehen Langhaarige überhaupt nicht. Die Herrenpartie am Himmelfahrtstage ist ein ungeschriebenes Gesetz . . ."

„Aber bitte!" Jetzt wurden die Mädchen bissig. Sie wollten sich nicht aufdrängen, sie nicht — sie hatten schließlich auch ihren Stolz . . . „Wenn Sie sich davon einen Spaß versprechen — von uns aus . . ."

Am andern Vormittag, gegen elf Uhr, landeten Brand, Sengstock und die beiden anderen Herren in Paudlersmühle. Sie waren verschwitzt, verstaubt und hungrig. Denn natürlich hatte keiner von ihnen daran gedacht, ein Futterpaket mitzunehmen.

Aber sie waren mehr durstig als hungrig, und so setzten sie sich geräuschvoll und nach mancherlei Hin und Her an einen der vielen Tische, unter einen Baum, dessen breit ausladende Krone herrlich grün prunkte. Sie zogen die Röcke aus, schrien nach Bier und Brot und gaben fürchterlich an.

„Mir ist kannibalisch wohl", zitierte Brandt vor dem zweiten Glas Bier, und Sengstock, der Tranige, begann sogar leise vor sich hinzusingen. Er war glücklich, er war zufrieden, er fühlte sich wohl, ihm fehlte nichts.

Einmal brachte einer das Gespräch auf die Mädels. „Eigentlich können sie einem leid tun, daß sie jetzt bei diesem schönen Wetter in ihrer Bude hocken."

„Man darf nicht so weichherzig sein", sagten die anderen. „Solch ein Tag muß sein, einmal im Jahre wenigstens. Damit die Weiber lernen, was sie an uns haben, damit sie uns vermissen. Erst wenn sie das einmal klar erkennen, wie inhaltlos ihre Stunden sind ohne uns, dann besteht einige Aussicht, daß sie später mal vernünftige Ehefrauen werden."

Damit war diese Sache abgetan. Und es kam der Augenblick, in dem Brandt seine Karten aus der Brusttasche zog. Sonne, Himmelsbläue, junges Grün der Bäume — das war alles sehr rasch vergessen beim ersten Null ouvert, beim ersten Grand mit Kontra und Re und Bock und sonstigen Schikanen. Die üblichen Anmerkungen: Karo heißt der Hühnerhund! Raus mit den Piken! Aus jedem Dorf 'nen Hund! Trefflich schön singt der Magister! — kurz, das ganze Wörterbuch eines anständigen Skats rollte sich pausenlos ab, bis . . .

Ja, bis Brandt, als er sich einmal ein bißchen umschaute, hinten in der Haselnußlaube mit den anderen drei Mädchen die kleine Stelling sitzen sah.

„Moment mal", sagte Brandt und erhob sich. „Komme gleich wieder." Und langsam, die Hände in den Hosentaschen, auf kleinen Umwegen, um nicht die Aufmerksamkeit seiner Kameraden wachzurufen, näherte er sich der Laube.

Er kam nicht wieder! Die andern merkten es erst, als die Reihe zu geben an Sengstock kam, der eben Vorhand gewesen war.

„Spielen Sie doch einstweilen für Brandt!" wurde er aufgefordert. Aber er wollte nicht. Da hatte er doch eben ein Lachen aufgeschnappt, ein Lachen, das er unter Tausenden herausgekannt hätte. So, in dieser Art, gewissermaßen aus der Kehle heraus, dunkel, warm, so lachte nur eine. So lachte nur Fräulein Beise. Und wo die war, da war Fräulein Büttner auch nicht weit. Ob er das seinen Mitspielern verraten sollte?

Es muß leider gesagt werden, daß Herr Sengstock eigensüchtig genug war, nichts von seiner Entdeckung zu verraten. „Werde mal den Brandt suchen gehen", meinte er. „Wir können ja ruhig ein bißchen unterbrechen — der Tag ist noch so lang!"

Er mußte ihn wohl nicht gefunden haben — oder er hatte ihn gar nicht richtig gesucht. Er verschwand ebenfalls. Die beiden langweilten sich sehr. „Wollen uns man die Beine vertreten", meinten sie. Sie standen auf, ohne Verdacht, ohne etwas gehört oder gesehen zu haben. Aber manchmal findet selbst das blinde Huhn ein Korn, und schließlich kann man an einer Haselnußlaube nicht so einfach vorbeigehen, wenn sich darin zwei junge Mädchen auffällig laut unterhalten — Mädchen, die einem nicht ganz unbekannt sind . . . .

Spät am Abend ging Herr Brandt mit der kleinen Stelling durch den dämmernden Wald. Er hatte den Arm um ihre Hüfte gelegt, ihr Mund war so nah, so lockend nah . . .

Noch drei andere Pärchen wandelten so, still und selig, der Stadt entgegen. Aber davon ahnte Brandt natürlich nichts.

„Woher wußtet ihr nur", fragte er einmal, denn die Neugier plagte ihn doch sehr, „daß wir ausgerechnet nach Paudlersmühle wandern würden, heute?"

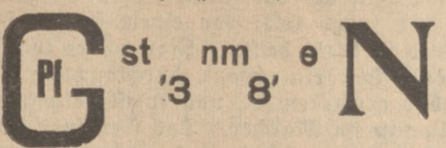
„Ach", lächelte die kleine Stelling sanft. „Es lag so nahe. Ihr wart ja im vorigen Jahre auch dort, nicht wahr? Habt es doch selbst erzählt! Nun, und . . . na, Männer, die auf sich selbst angewiesen sind, die haben immer so wenig Einfälle bei derlei Dingen . . ."



Rätsel-Ecke

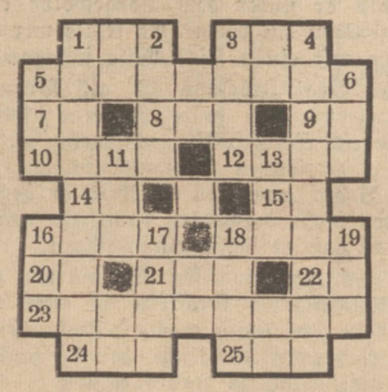


Scherz-Rätsel.



*

Kreuzwort-Rätsel.



Waagerecht: 1. Kleine Straße. — 3. Brennstoff. 5. Fernenmesser. — 7. Fürwort. — 8. Englischer Adelstitel. — 9. Tierprodukt. — 10. Haushaltplan. — 12. Gleichwort für „ebenfalls". — 14. Abkürzung für Gulden (Florin). — 15. Chemisches Zeichen für Selen. — 16. Salzwasser. — 18. Anderer Ausdruck für Buchstabe. — 20. Chemisches Zeichen für Aluminium. — 21. Gewässer. — 22. Name des Buddha in China. — 23. Deutscher Tondichter. — 24. Verneinung. — 25. Strom in Afrika.

Senkrecht: 1. Deutscher Gau. — 2. Hefe. — 3. Männlicher Vorname. — 4. Raubfisch. — 5. Getränk. — 6. Spanische Bezeichnung für „Fluß". — 11. Tauchvogel. — 13. Weiblicher Vorname. — 16. Gärmittel. — 17. Angehöriger eines Baltenstaates. — 18. Provinz und Stadt in Nordspanien. — 19. Erdart.

*

Rösselsprung.

	ein	ein	wenn	bet	
ge-	drin	nes	ein	ist	gst-
schö-	ge-	dicht	te	an-	ge-
ge-	men-	ben	ein	ke-	sang
gott-	ist	dan-	schen-	steht	ge-
	schrie-	ein	ficht	ge-	

Auflösung der Rätsel aus Nr. 109

Rösselsprung:

Kommen einmal böse Tage,
Werde nicht gleich ungeduldig.
Jedem bleibt das Leben etwas —
Vielen sogar vieles schuldig.

Otto Bromber.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.